



Nr. 6

1916

Gute Geister

Ein Sonntagsblatt für das deutsche Haus

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

29. Jahrg.

Ich denke Dein!

Ich denke Dein, lieb Mütterlein,
In dunkler Nacht auf ferner Wacht!
Dein Lieben und Dein Beten
Schützt in Gefahr mich immerdar,
Hilft mir aus allen Nöten!
Ich denke Dein!

Ich denke Dein, lieb Mägdlein,
Mit stillem Gruß! Dein' letzten Kuß
Vergeß ich nie im Leben!
Nehr ich zurück zu Dir, mein Glück,
Ruht Du mein Weibchen geben!
Ich denke Dein!

Ich denke Dein und möchte sein
Wo hin mein Sinn zieht immer hin:
Nach Hause zu den Lieben!
Mein Vaterland und Heimatland,
Ich steh' im Welschland drüben
Und denke Dein! Franz Grosholz.

Der Bursche des Prinzen Alexander.

Roman von Victor Seling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Na seh'n Se an, Mensch!“
rief Stoppod enthusiastisch aus,
„das paßt ja allens prächtig! Da
machen Se das doch! Oder über-
legen Se sich's wenigstens. Das
kostet ja nicht's. Und nun kommen
Sie mit nach oben, damit wir ge-
mütlich einen Imbiß einnehmen.
Ich bespreche dann das rein Ge-
schäftliche mit Ihnen bei einem
Pölschen. Ihr Baumann hat mir
ja wieder vier Seiten geschrieben
— na, machen wir!“

10.

Erst gegen Abend langte
Friedrich Prengel wieder in seinem
Hotel an. Die Lichter wurden
schon angesteckt. In blendender
Helle leuchteten die Schaufenster
auf. Er war in guter Stimmung,
und heute abend, wenn er gegessen
hatte, dann würde er noch zu den
„Stettiner Sängern“ gehen. „Sehr
empfehlenswert!“ hatte Stoppod
gesagt. Nun war er schon auf der
Dorotheenstraße. Ein Packisch
streifte an ihm vorbei, ein hübsches,
junges Ding mit glänzenden Augen
und entzückendem roten Haar.
In losen, roten Wellen umrahmte
es das kleine Gesicht.

Friedrich Prengel blieb stehen
und sah der schlanken, hochge-
wachsenen Gestalt nach. Das Ge-



Eine deutsche Jägerpatrouille an der Bogesenfront.

sicht war ihm so bekannt vorge-
kommen. Dieses reizende Gesicht
dieser jungen vornehmen Dame —
Der Portier des „Prinzen
Heinrich“ riß ihn aus seinem
Grübeln.

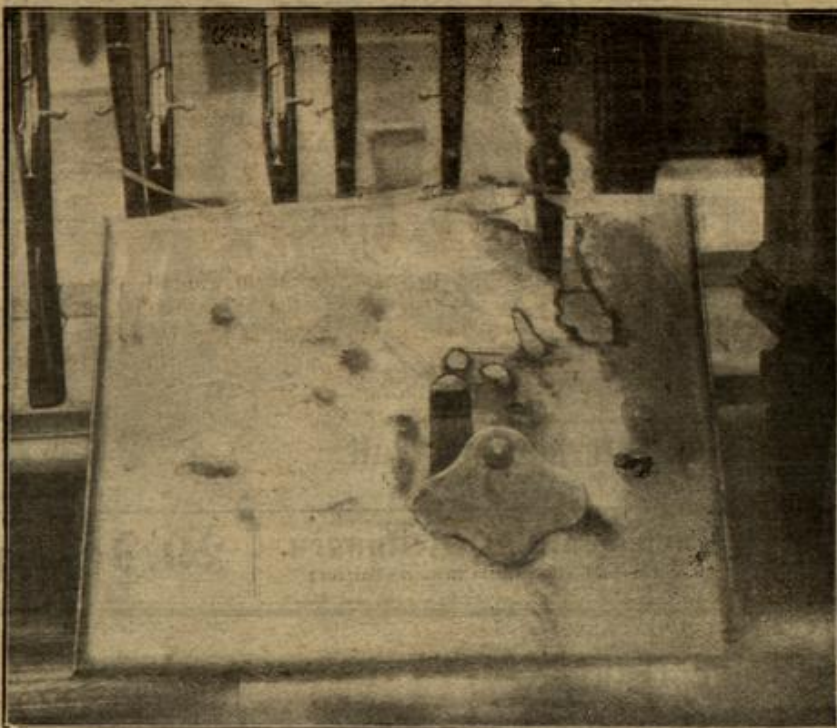
„Gerr Prengel — ein Brief
ist für Sie angekommen. Hier.
Sonst liegt nichts vor.“

Friedrich Prengel nahm den
Brief, diesen doppelten Brief, der
mit zwanzig Pfennig frankiert
und von ihm unbekannter Hand
aus Köslin an ihn gerichtet war,
drehte ihn verwundert in den
Händen herum und ließ sich mit
dem Fahrstuhl in seine zweite
Etage fahren.

Hier öffnete er den Brief,
dem er ein langes und ausführ-
liches Schreiben des Stadtsekretärs
Opitz entnehmen sollte . . .

Ach, Rear Had in Massachu-
setts (U. S. A.), was hast Du
angerichtet, dadurch, daß Du nie
und nimmer zur Ruhe kommen
kannst! Bringt die Natur, die
wie eine eigenfönnige Schöne ihre
guten Tage und ihre schlechten
Tage hat, uns armen Menschen
nicht schon übergenug unfreund-
liche Störungen? Schickt uns
nicht der Himmel schon seine
Plagen, versengende Hitze in der
schönsten Jahreszeit, die alles Le-
bendige niederdrückt, Hagel und
Schloßen, schädliches Ungeziefer
und lästige Insekten? War es da
unbedingt nötig, Rear Had in
Massachusetts, daß Du aus Deiner
Versenkung — um einen beliebten

Bühnenausdruck zu gebrauchen — wieder heraufkamst und unserm lieben Friedrich Prengel einen solchen Schlag versetzt? Ja, in Friedrich Prengels Gedankenleben entstand durch die Mitteilungen des Sekretärs Dpig ein gordischer Knoten.



Ein neues Deutestück im Zeughaus in Berlin.

Im Lichthofe des Zeughauses ist jetzt ein in der Schlacht bei Löben von russischen Pionieren bei Sappenangriffen gegen unsere Truppen benutzter Schuttschild ausgestellt worden. Der Schild zeigt sehr starke, vom Infanteriefeuer herrührende Beschädigungen, und man kann aus diesen ermessen, wie schwer die dortigen Kämpfe gewesen sind.

Ihm war der Abend, der sich so schön anließ, an dem er außerdem zu den „Stettiner Sängern“ hatte gehen wollen, gründlich verleidet. Er war ein Mann, der an allen Gliedern zerfallen war. Im ersten Augenblick wollte er gleich nach Köslin fahren. Aber er hatte dann wieder nicht die Kraft, dies in die Tat umzusetzen. Bald blieb er, hilflos immer wieder den Brief durstend, auf dem Rande seines Bettes sitzen, bald wieder durchmaß er ruhelos, wie ein Tiger seinen Käfig, das Zimmer. Die Sache ging ihm höllisch an die Nieren. Die Wirrnisse war bedrohlich. Warum mußte gerade seinem Leben so ein Problem aufgepaßt werden?

Wie ein kalter Schauer war es über ihn gekommen. An diesem Abend glich er den Geschöpfen des Waldes, die weder jagen noch sich verkriechen können, die bloß die ganze lange Nacht rat- und ruhelos umherirren, weil ihnen die Kälte keine Ruhe läßt.

Ach ja, das war ein grober Scherz des Schicksals . . .

11.

Und wieder weckte ihn am nächsten Morgen die Regimentskapelle des Grenadierregiments „Franz“. Schmetternd und brausend durchzog sie mit den langen Deuten des ersten Bataillons die Dorotheenstraße.

Da war unser Freund auch schon wieder an seinem Fenster. Und mitten in den Klängen, die zu ihm heraufbrausten, kam ihm auf einmal der Gedanke, der ihn nicht wieder los ließ: Wilhelmchen muß Soldat werden!

„Schnettertäng, bum — bum!“ kam es von unten herauf.
„Wilhelmchen muß Soldat werden!“

Eilends kleidete sich Friedrich Prengel an. Er mußte noch einmal zu Stoppock auf der Moltkestraße hinausfahren! Und Wilhelm mußte sofort nach Berlin kommen! Er würde F. F. Gerstenberger ein Telegramm schicken.

Vor dem kleinen denkwürdigen Palais des Prinzen, das dicht neben dem Hotel und am Wege zum Postamt 7 lag, wartete ein Mann mit zwei gesattelten Pferden. Er stand zwischen den Kopfstücken der beiden Tiere, die ungeduldig mit den Hufen der Vorhand auf dem Asphalt scharrten. „Aha!“ sagte sich Prengel, „die Pferde Seiner Hoheit!“

Und der Zufall wollte es, daß der Herr, dessen Nachbar Friedrich Prengel geworden war, nicht länger auf sich warten ließ, sondern in diesem Augenblick aus der gefälligen Haustür trat. Ein Diener, mit einem Säbel in der Hand, begleitete ihn. Der Säbel wurde mit einigen gewandten Griffen am Sattel des einen Pferdes angeschnallt, der Prinz, kein anderer konnte dieser distinguierte Herr sein, der einen Reitstock mit goldener Krücke unter dem Arm geklemmt hatte, sich die braunen Glacés zuknöpfte und mit dem Pferdehalter sprach! — Der Prinz saß auf, und Friedrich Prengel hörte noch, wie der Garde-Mann zu ihm sagte: „Zu Befehl, Hoheit!“

Dann ordnete seine Hoheit die Bügel, der Mann saß gleichfalls auf und setzte sich mit seinem Pferde hinter das Pferd seines Herrn, der librierte Diener nahm, die Mütze in der Hand, eine Stellung, und die Pferde gingen an. Einige neugierige Kinder stoben zur Seite, ein Schuhmann salutierte stramm militärisch, der Prinz, der ein Einglas im Auge und eine Zigarette zwischen den Lippen trug, legte lächelnd die Hand an die Mütze. Friedrich Prengel hatte instinktiv seinen Hut gezogen.

Das war die erstmalige Begegnung zwischen Friedrich Prengel aus Köslin und Seiner Hoheit dem Prinzen Viktor Alexander, Rittmeister und Eskadronchef im königlichen 2. Garde-Mann-Regiment, aus dem Hause Sonderstein-Glückstadt-Schwiggstadt-Friedrichsburg-Kurfeldt.

Seine Hoheit ritt nach dem Reichstagsgebäude, Friedrich Prengel aber begab sich zum Postamt 7. Und nachdem er an



Gottesdienst im Gefangenenlager zu Ohrdruf.

Von Zeit zu Zeit wird den kranken Gefangenen in den Sälen Gottesdienst abgehalten. Unser Bild wurde nach der heiligen Messe gemacht, die ein französischer Geistlicher gelesen hat. Neben dem Altar links steht der Lagerpfarrer. Deutsche und französische Krankenwärter suchen mit Eifer alles feierlich zu gestalten.

F. F. Gerstenberger telegraphiert hatte, daß er seinen Pflege-ohn sofort nach Berlin beurlaubte, suchte er nochmals Stoppocks auf. Albert Stoppock sollte ihm erzählen, welchen Weg der Formalitäten Wilhelm Had zu wandern hätte, wenn er heute

oder morgen ankäme und dem Vaterlande freiwillig seine Dienste antrug.

Friedrich Prengel handelte zwar ganz in einem dunklen Drange, aber er kalkulierte richtig so: Ist Wilhelm erst einmal zum Militär ausgehoben, ist er angenommen, dann gibt es kein Zurück. Dann ist er seine zwei, seine drei Jahre versorgt, und dann kann einmal dieser Windhund, der Schwager Bear Gack, meinetwegen per Extradampfer aus Massachusetts über den großen Teich herüberkommen — er wird unverrückter Dinge wieder abfahren müssen. Auf die Art ließ sich Zeit gewinnen!

Das Notwendigste war nur, daß Wilhelmchen erst einmal festgelegt wurde. Wilhelmchen mußte sich freiwillig an die Kette der Pflicht legen lassen.

Albert Stoppod, der schöne, bessere junge Mann, der seinen schwarzen Schnurrbart mit ungarischer Wicse, und das leichtgewellte Haupthaar mit viel Öl und Pomade angenehm zu machen wußte, war aus Briz zurück. In einem modischen, karierten Anzug und mit einem gewinnenden Lächeln, und mit selbstbewußter Haltung, wie sie der sieghafte Verkehr mit Damen dem jungen Mann verleiht, war er im Laden tätig.

„Wissen Sie, Herr Prengel,“ sagte er, „daß mit dem Dieben is ja ganz schön, aber an Strapazen wird da nich jespärt, und laufen muß man da, laufen, Herr Prengel. Mir selber hat es ja nu nicht jeschadet, mir war det 'n Kinderspiel, so meine fuszig — sechzig — siebzig Kilometer an einem Tage wegwutzen — aber immerhin, Herr Prengel, wenn einer det nich jewöhnt is, un dann: — Der junge Herr mag doch erst mal abwarten, ob sie 'n überhaupt nehmen un haben wollen. Vielleicht kommt er überhaupt frei —“

Aber Vater Stoppod mischte sich ein. „Rede nich so, Albert! Das kann ich besser beurteilen. Und in dem gegenwärtigen Falle, als wie der is, wo mir Herr Prengel eben auseinander demonstriert hat, jibt's da gar kein langes Jesafle. Du sollst bloß sagen, wo sich der Junge melden muß.“

„Det kann ich Ihnen freilich ganz genau sagen. Det steht ganz genau in meine Militärschriften. Ich habe mir, besonders in der letzten Zeit, wo ich Schreiber bei der Brigade in Dresden war, in der ganzen einschlägigen Literatur jebildet. Die Bücher habe ich noch. Die hole ich Ihnen sofort!“

Am Nachmittag suchte Friedrich Prengel einen Rechtsbeistand auf, den ihm Stoppod empfohlen hatte. Dem trug er seine ganzen Sorgen vor. Nur keine Minute untätig! Hier mußte gehandelt werden. Hier war Gefahr im Verzuge. Rechtsanwalt Stern I, zum Unterschied von Rechtsanwalt Stern II, der große Stern genannt, war ganz Ohr.

„Wie ein Roman! Das ist ja wie im Roman!“ meinte er. Aber so was kommt vor. Diese Geschichte ist rein menschlich, und als solche darf sie uns nicht überraschen. Nichts Menschliches ist mir fremd, sagt der große Soraz! Und der große Stern fügte hinzu, hier müsse man erst mal abwarten und Tee trinken oder meinetwegen, wenn dem Herrn Klienten das näher liege, auch Mineralwasser. Eine Annahme an Kindes statt, das gehe in diesem Falle nicht, dazu sei die Einwilligung des Vaters notwendig. Zu einer Adoption hätte er früher schreiten müssen. Gingen sie der Meldung zum zwei-beziehungsweise dreijährig-freiwilligen Eintritt in das Heer nichts im Wege. Als bestellter Vormund sei er berechtigt, diesen Schritt dem jungen Hilon Gack, wofern derselbe Lust und Liebe mitbringe, mit gutem Gewissen zu billigen. Die Meldung könne sofort stattfinden.

Der große Stern betonte sein Interesse für die Wehrkraft. Er erzählte dem staunenden Prengel in Prozenten Wunderdinge, die dem guten Prengel alle neu waren, und die er mit offenem Munde in sich aufnahm. Solche Sachen merkte er sich gern. Unterwegs ging er noch einmal alles durch, was er gehört hatte. Wie hatte Rechtsanwalt Stern I gesagt? „Es ist eine bedauerliche Tatsache,“ hatte er gesagt, „die Zahl der aderbautreibenden Bevölkerung ist in starkem Rückgang begriffen. Im Kriege 70/71 war die größere Hälfte der deutschen Kämpfer aus der Landwirtschaft hervorgegangen und kürzlich bei der Berufszählung gab es nur noch 36,2 vom Hundert in der Land- und Forstwirtschaft Tätige.“

Das mußte er bei nächster Gelegenheit in Köslin zur Sprache bringen!

12.

Wilhelm traf gegen Abend in Berlin ein. Er war frisch, munter und wohlgenut. Es war ihm, als läge Köslin schon viele Tage hinter ihm. Wie in nebelhafter Ferne lag das schlecht gelüftete Kontor des Herrn Fedor Gerstenberger zurück. Er war noch ganz des Glückes voll, das ihm die bunten Bilder der Reise beschert hatten.

Mit offenen Armen, den kleinen Koffer in der Hand schwenkend, kam er auf den Onkel zu. Friedrich Prengel merkte sofort, daß der Nefse noch nichts wußte. Stadthekretär Opitz hatte dies zwar schon in seinem Schreiben angedeutet, aber nun stand Friedrich Prengel vor der Tatsache: den Jungen hatte noch nichts aus seiner Ruhe aufgeschreckt, Auguste Walter nicht, F. J. Gerstenberger nicht, die Kollegen nicht. Es war ihm, dem Pflegevater, vorbehalten geblieben, dem Wilhelmchen reinen Wein einzuschenken.

Mit gutigem Ernst geleitete er den Pflegejohn auf den Bahnhofspiaz. Wilhelm war wie geblendet von dem, was sich vor seinen Blicken auftrat. Im Scheine seiner ungezählten Laternen und elektrischen Lampen lag Berlin vor ihm. Er begann wie ein Kind zu forschen, zu fragen, stehen zu bleiben und zu staunen.

Hier rauschte das Leben; mit jedem Schritt, den sie der Friedrichstadt näher kamen, wurde der Glanz heller, der Verkehr bunter, die Häuser und Schauläden schöner.

Diese Wagen, Autos, Mietssdroschken und elektrischen Bahnen, Peitschenknallen und Suppenrufe! Und wie alles rannte, eilte, sich drängte, vorwärtsschob!

Es war ein Märchenland, in das der Neuling Wilhelm neben dem alten Neuling Friedrich Prengel zögernden Schrittes hineinwanderte, und er stand ganz verwirrt und atemerschöpfend neben dem Pflegevater, als dieser an der Friedrichstraße halt machte, um die Kette von Wagen vorüberzulassen, ehe der Fußverkehr nach der anderen Seite frei ward, hier in der Straße Berlins, wo die Luft vom Weltleben bebte, wo unaufhaltbar und unaufhörlich einem dickflüssigen Wasser vergleichbar der zeitweilige Menschenstrom auf den Bürgersteigen sich vorwärtsschob, auf dieser Straße der Gedrängtheit, der Hast, der Ungebuld, in dieser Friedrichstadt, wo die Sirene Vergnügen ihr himmlisch-lockendes Singen hören ließ.

Friedrich Prengel überlegte zum foundsovielen Male, ob er zuerst von dem Eintritt beim Militär anfangen sollte oder aber von der Affäre Gack. Er fing, als man im „Brinzen Heinrich“ angelangt war, zunächst mit der militärischen Angelegenheit an. Erstens lag ihm diese am meisten am Herzen, und zweitens motivierte sie ganz hübsch des telegraphische Herrufen des Pflegejohnes. Da Wilhelm sich keineswegs von der Fahrt abgespannt zeigte, lag kein Grund vor, die Sache länger hinauszuschieben.

Wilhelm war sofort dabei. „Soldat?“ Da gäbe es gar kein Besinnen für ihn! Da sei er dem Onkel nur dankbar. Gewiß; er werde sich noch heute freiwillig stellen. Der Onkel wisse ja, wie sehr er sich aus dem engen Leben bei F. J. Gerstenberger herausgeseht habe. Er werde sich sofort bei den Reitern melden. Das seien famose Leute, und die Zeit, wo in Köslin Kavallerie gelegen habe, sei die schönste Zeit — das habe ja der Onkel selbst gesagt — die schönste Zeit von Köslin gewesen.

Onkel Friedrich Prengel lächelte glücklich. „Ich wußte ja, daß Du so wählen würdest,“ sagte er. „Du bist immer ein braver Mensch gewesen und nicht so ein Unlichtgut wie Mehlers Gustav. Und ich habe es Dir auch nie nachgetragen, daß Du keine höhere Schulbildung erworben hast. Das liegt so im Blute — um einmal davon zu reden. Das magst Du von Deinem eigentlichen Vater haben, daß Dir das Lernen so sauer wurde. Gack hatte leider wenig Bildung, wohingegen Deine Mutter, meine liebe Schwester Henriette, die Sanftmut selber war. Die Vortrefflichkeit meiner Schwester Henriette können Dir alle bezeugen und bestätigen, die sie als junges Mädchen gekannt haben. Freilich später, dann haben wir wenig von ihr zu hören bekommen. Sie hatte schwer darunter zu leiden, daß sie eben meinen Schwager, Deinen Vater, geheiratet hat. Aber das ist eine traurige Geschichte, liebess Wilhelmchen.“

Er schwieg. Wilhelm hatte mit großen Augen zugehört. „Ich weiß,“ sagte er jetzt. „Mutter ist ja dann vor Gram gestorben. Der Vater hat sie im Stich gelassen.“

„Ganz recht! Er blieb verschollen —“

„Er wird schon längst tot sein.“

„Wilhelmchen!“ sagte jetzt der Pflegevater so sanft, wie er konnte, und trat ganz dicht vor den Nefsen hin. „Wilhelmchen, und — wenn es nun — anders wäre — ich meine — ich frage Dich, würdest Du stark genug sein, die ganze Wahrheit zu erfahren?“

Der junge Mann wurde leichenblau. Er zitterte, aber dann blickte er dem alten Onkel ganz ruhig in die Augen. Er nickte nur.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erscheinung.

Aus dem Schwedischen von Bert Sanders.

(Nachdruck verboten.)

„Nein, alles läßt sich nicht erklären,“ sagte Doktor B., der einen eifrigen Disput über Hellsehen, Halluzinationen und dergleichen bisher ruhig zugehört hatte. „Nennen Sie es, wie Sie wollen, aber es gibt Dinge, die wir nicht zu erklären vermögen. Ich will Ihnen eine Geschichte aus meiner eigenen Praxis erzählen.“

„Als Anfänger praktizierte ich längere Zeit in der kleinen Stadt A., die der Knotenpunkt vieler Eisenbahnlinien ist. Ich wohnte nicht weit von der Station und hatte den größten Teil meiner Praxis unter dem Bahnpersonal.“

Eines Tages besuchte mich einer der meistbeschäftigten Angestellten, ein ruhiger, fleißiger, höflicher Mensch. Er sah nervös und aufgeregt aus.

„Bitte, sagen Sie mir, was meinen Augen fehlt. Ich sehe beständig ein und dieselbe Sache und kann es nicht los werden. Das geht nun schon seit anderthalb Jahren, so daß ich für meinen Verstand fürchte.“

Ich suchte ihn nach Kräften zu beruhigen und bat ihn, mir zu erzählen, was ihn so quälte.

„Ich bin seit fünfzehn Jahren Lokomotivführer und war stets gesund gewesen. Aber so kann es nun nicht weiter gehen; ich bin gezwungen, meinen Abschied einzureichen. Ich habe Angst, die Erscheinung zu überfahren, die ich stets an derselben Stelle wahrnehme.“

„Was sehen Sie denn?“ fragte ich ruhig und freundlich.

„Ein kleines Haus dicht an der Bahn, kein Wärterhaus. Aus dem Hause tritt ein Greis mit langem, schneeweißem Bart und gelbem Halstuch, er geht direkt auf die Schienen zu.“

Er hielt einen Augenblick an und fuhr dann fort: „Als ich ihn anfangs sah, brachte ich den Zug ein paarmal zum Stehen. Der Heizer fragte erstaunt, was denn passiert sei. Da ist ein Mensch auf den Schienen, siehst Du nicht den Alten mit dem gelben Tuch?“

„Ich glaube, Du träumst,“ antwortete er, „oder hast Du etwas getrunken?“

„Du weißt, daß ich niemals trinke. Sieh doch da hin!“

„Da ist kein lebendes Wesen zu sehen! Fahr' nur weiter, Du kannst den Zug hier nicht stehen lassen.“

„So fuhr ich denn ganz langsam und hielt mir die Augen zu, um das Schreien des Alten nicht zu hören. Aber er schrie nicht, und als ich zurückschaute, waren Mann und Haus verschwunden.“

Aber als ich das nächstemal vorbeikam, standen sie wieder auf demselben Flecken. Ich hielt den Zug wieder an, und wie-

der waren beide nachher nicht mehr zu sehen. So geht das nun schon seit anderthalb Jahren und ich weiß nicht, ob ich verrückt bin, oder ob meinen Augen etwas fehlt. Ich habe weder Tag noch Nacht Ruhe und mühte eigentlich ab danken, aber das ist keine Kleinigkeit für mich, der Frau und Kinder hat.“

Ich untersuchte seine Augen gründlich, fand sie aber vollkommen normal. Der Mann war ganz gesund. Ich wußte, daß er Absolutist war, daß er ein ruhiges Temperament besaß und ein regelmäßiges Leben führte.

„Ihre Augen sind völlig normal, Sie sind geistig gesund und ich sehe keinen Grund, weshalb Sie aus dem Dienst treten sollten. Aber können Sie sich nicht auf eine andere Linie verlegen lassen?“

„Das geht nicht so leicht.“

„Nun, Sie können es ja versuchen. Sie sind gut angeschrieben, da wird man Ihnen sicher entgegenkommen. Haben Sie nur Geduld, und lassen Sie von sich hören, wenn Sie eine andere Linie befahren. Ich bin sicher, daß alles gut wird.“

Ein halbes Jahr war vergangen, ohne daß ich etwas von ihm gehört hatte und ich war beruhigt in dem Glauben, daß alles in Ordnung sei. Ich hatte auch von seiner Verlegung gehört.

Zu meinem Schrecken empfing ich eines Tages ein Schreiben von dem Gefängnisdirektor in S.

Er bat mich, so bald wie möglich hinzukommen, da ein mir bekannter Lokomotivführer sich dort im Gefängnis befinde, beschuldigt, einen Menschen überfahren zu haben.

Ich reiste sofort hin, und der Heizer des Zuges teilte mir folgendes mit: „Wir fuhren einen Güterzug, es war ungefähr sechs Uhr morgens, als ich einen Mann mit weißem Haar hastig auf die Bahn zukommen sah.“

Da der Lokomotivführer ihn nicht zu bemerken schien, rief ich: „Halt, halt, auf der Bahn befindet sich ja ein alter Mann!“

„Ach,“ antwortete er lachend, „den Alten habe ich nun schon länger als zwei Jahre überfahren, und immer ist er noch nicht tot!“

Ein durchdringender Rotschrei, der Zug stand, und auf den Gleisen lag ein entsetzlich verstümelter Leichnam: ein Greis mit schneeweißem Haar und gelbem Halstuch. Der Lokomotivführer lag brennend auf seinem Platz.“

Ich erzählte dem Gefängnisdirektor, was ich von dem Manne wußte und er wurde freigegeben. Aber er mußte in ein Irrenhaus gebracht werden, wo er nach einigen Monaten starb.“

Diätetik in Kriegszeiten.

Die Furie des männermordenden Krieges tobt an unsern Grenzen. Ihre gefährlichste Brut sind die ansteckenden Krankheiten, wie Typhus, Ruhr, Pocken, Fleckfieber, Cholera usw. Ob es unserer wohlorganisierten zivilen und militärischen Seuchenbekämpfung gelingen wird, diese heimtückischen Infektionskrankheiten im Keim zu ersticken, wissen wir nicht. In diesem schrecklichen europäischen Krieg versagt nämlich nicht nur der internationale Nachrichtenaustausch über Seuchen, sondern auch die Auswandererkontrolle und die Stromüberwachungsstellen können nicht zuverlässig arbeiten.

Kann aber die öffentliche Hygiene in Kriegszeiten nicht so allmächtig eingreifen, wie im Frieden, so ist um so mehr das Hauptgewicht auf die persönliche Prophylaxe zu legen. Jedermann soll in dieser ersten, schweren Zeit treu auf Posten sein, ein mäßiges Leben führen, sich genau beobachten, hauptsächlich aber die geringste Unpäßlichkeit oder Erkältung nicht vernachlässigen, sondern unverzüglich vorbeugende Maßnahmen treffen bezw. den Arzt rufen.

Groß ist der Einfluß des Klimas und der Temperatur auf die Infektionskrankheiten. Nebelige, feuchte und kühle Tage bedeuten für die Erreger dieser Krankheiten, für die Bakterien, ja das rechte Wetter, und viele Menschen müssen es leiden.

Die Erkältung aber schafft die Unterlage, setzt die Disposition zu den Infektionskrankheiten.

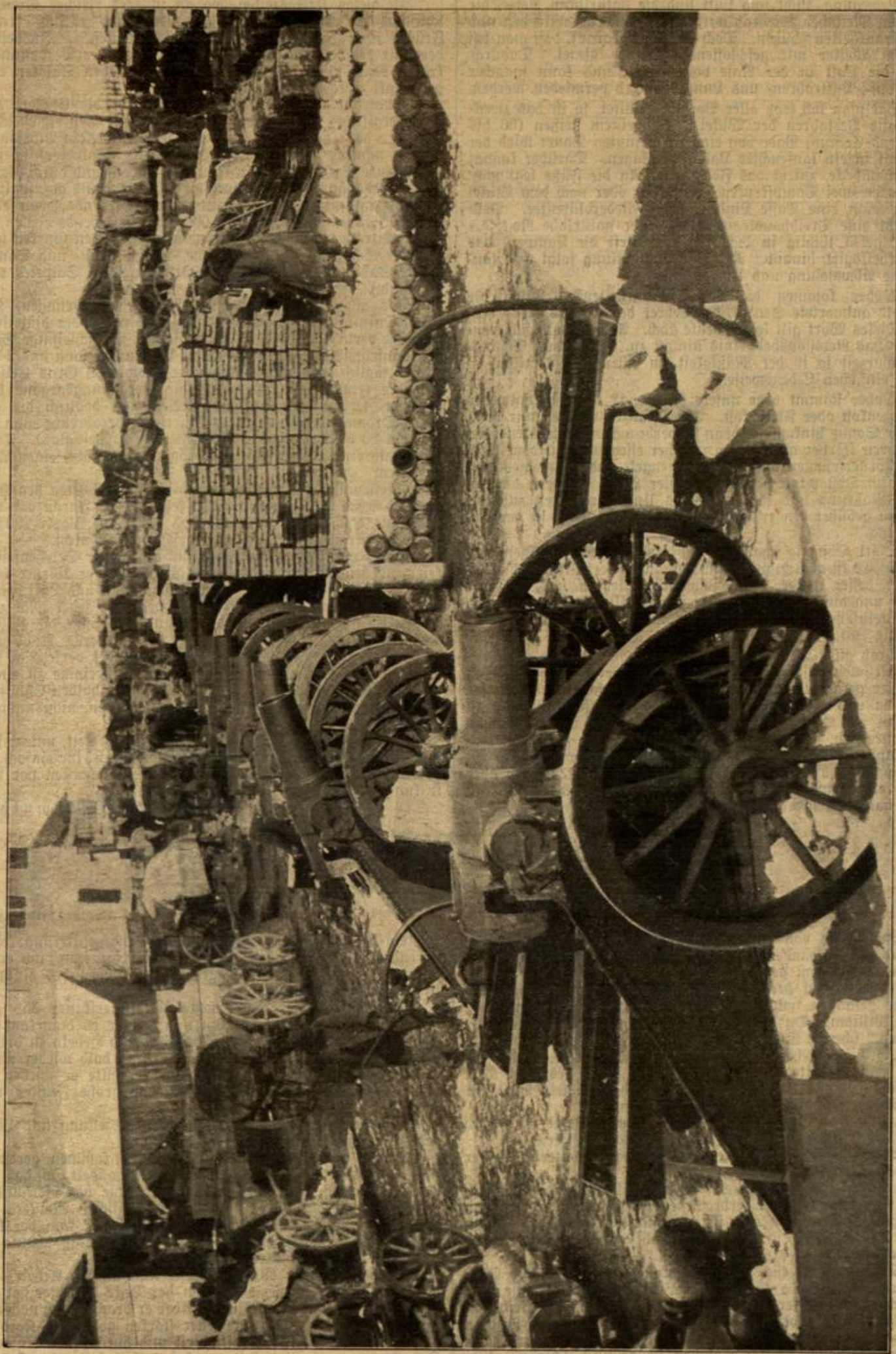
Eine Durchnässung der Füße z. B. erzeugt bei nicht wenigen Leuten, wenn sie verhindert sind, Strümpfe und Schuhe

zu wechseln, unfehlbar einen Schnupfen. Es entwickelt sich eine Entzündung der Schleimhäute, die in einer leichten Schwellung, Rötung und vermehrten Ausscheidung besteht. Es liegt demnach eine Disposition vor, für die eine anatomische Grundlage vorhanden ist. Indessen die weitere Steigerung der Schwellung und Absonderung, das allgemeine Unbehagen, die Gliederschmerzen, das Fieber usw. — das alles wird durch die nachfolgende Ansteckung selbst hervorgerufen und unterhalten, da die Influenza-, Lungenentzündungs-, Diphtherie-, Schwindpockenbakterien überall sich vorfinden.

Wind und Wetter können wir nicht gebieten, sind ihnen aber auch nicht schutzlos preisgegeben.

Das Sichhartantun ist die Hauptsache.

Am gesündesten sind die, so sich viel im Freien bewegen. Diese Erkenntnis sollen auch die sogenannten Anfälligen an sich erproben. Man kann dabei vorsichtig sein, z. B. den hellen, lauen Mittag wählen und sich so warm kleiden, wie man's hat, bezw. wie es der Witterung angepaßt ist. Allerdings dürfen die Kleidungsstücke nicht wie ein Panzer eng am Körper und aneinander, sondern müssen locker aufeinander sitzen. Denn die Kleidung hat nicht die Aufgabe, uns von der Luft abzuschließen, sondern soll nur den Uebergang der Luft an unsere Haut bis zur Windstille abschwächen. Kleidung und Unterzeug, die ganz luftdicht schließen oder zu wenig Luft durchlassen, verwehren daher die Haut und unterbinden ihre Tätigkeit. Jedenfalls aber bleibe man keinen Tag ganz zu Hause, gewöhne sich vielmehr an Wind und Wetter, um widerstandsfähig zu werden.



Winter-Stimmungsbild aus Serbien: Erbeutete schwere Mörser mit Munition in Krusevac.

Bewegung, Licht und Luft sind die natürlichen Reize, die auf den Menschen belebend wirken, ihn dauernd erfrischen und vor Krankheiten schützen. Doch achte man darauf, daß man bei kühlem Wetter mit geschlossenem Munde atmet. Dadurch wird die Luft in der Nase vorgewärmt und kann mancher Kehlkopf-, Luftröhren- und Lungenkatarrh vermieden werden.

Hat man sich trotz aller Vorsicht erkältet, so ist das zweckmäßigste Verfahren der Widel. Nach einem heißen (36 bis 40 Grad Celsius) Bade von etwa 10 Minuten Dauer wird der Patient in ein lauwarmes Wasser geschlagen. Darüber kommt eine Wolldecke, zuletzt das Federbett. An die Füße legt man eine oder zwei Dampfrufen. Kurz vor oder nach dem Widel trinke man eine Tasse Linden- oder Fliederblütentee. Bald entsteht eine Treibhausatmosphäre. Der natürliche Reiz, die Haut, gerät tüchtig in Schweiß und wirft die Lungen, das Krankheitsgift, hinaus. Nach der Auswicklung folgt eine lauwarme Abwaschung und Umbettung.

Woher kommen die vielen Krankheiten? „Zähle die Köchel“ antwortete Seneca, der Lehrer des Kaisers Nero.

Dieses Wort gilt leider heute noch. Aber es will sich wenden. Das Revisionsbedürfnis nimmt zu. Die ganze Gesundheit wurzelt ja in der Mäßigkeit im Essen und Trinken, in einer einfachen Lebensweise.

Woher stammt aber unsere Nahrung? Sie ist entweder Pflanzenkost oder Fleischkost. Die Pflanzen wachsen nur dort, wo die Sonne hinkommt; denn sie verbrauchen die Lichtenergie, um ihren Körper aufzubauen. Daher essen wir mit den Feld- und Körnerfrüchten, den Blatt-, Stengel- und Wurzelgewürsen und dem Obst vitale Kraft aus erster Hand, während die tierische Nahrung uns die Kraft aus Umwandlungsprodukten zuführt. Mithin gebührt den ersteren ein bevorzugter Platz in der Ernährung.

Obst! Obst! so schallt es uns jetzt auf den Straßen entgegen. Es ist auch zu wünschen, daß unser Verhältnis zum Obst immer besser werde. Die Physiologen lehren uns, daß die Salze und die Frucht säuren der Äpfel, Birnen, Trauben wie der Steinfrüchte die Eiweißverdauung fördern und das Blut und die Säfte desinfizieren.

Trotz aller Verwarnungen jedoch begegnet man nicht selten Personen, selbst feinen Damen und Herren, die das vom Händler gekaufte Obst gleich unterwegs verschmausen und die Schalen und die Kerne auf die Straße werfen. Muß man letzteres als eine Rücksichtslosigkeit gegen den lieben Nächsten unterstreichen, der durch solche Schlupfrigkeiten zu Falle kommen kann, so schädigen diese Herrschaften durch den Genuß von ungewaschenem Obst zunächst wohl nur sich selbst, können aber durch eine schwere Erkrankung bezw. als Bazillenträger dann auch andern gefährlich werden.

In diesen Kriegszeiten, wo an unseres Reiches Grenzen schlimme Seuchen lauern, ist es überhaupt rätlich, frische Früchte nur gedünstet oder gebacken zu genießen. Insbesondere für Kinder und Erwachsene mit schwacher Verdauungskraft. Nicht minder soll der Genuß von rohen Salaten eingeschränkt werden.

(Professor Emmerich, München, erklärt die Cholera für eine Vergiftung durch freie salpetrige Säure. Den eigentlichen Erregern der Cholera, den 1888 von Koch entdeckten Vibrionen, komme nämlich die Fähigkeit zu, Nitrate (Salpeter) in salpetrige Säure Salze oder Nitrate zu verwandeln und durch gleichzeitige Milchsäurebildung salpetrige Säure daraus abzuspalten. Diese nun ist ein furchtbares Gift für alles Lebende; denn selbst in der Verdünnung von 1:100 000 tötet sie lebende Zellen sofort. Nitrate in reichlicher Menge aber enthalten Gurken (zumal die Schalen), Rüben, Rettiche, Weiß-, Blau- und Sauerkraut, Salate, Brunnenwasser, Würste, die mit Salpeter versetzt sind.)

Vor allem unterschätze man Verdauungsstörungen, Koliken, Darmkatarrhe nicht, die durch Erkältung oder diätetische Verstöße verursacht werden. Zweckdienlich sind schleimige Suppen, lauwarme Leibumschläge (1 bis 2 Stunden lang und 2 bis 3 mal täglich, eventuell nachts über), sowie 30 Grad Celsius Miltiere (etwa 1 Liter), welche die Verdauungsorgane von giftigen Verwesungsprodukten befreien und dadurch die anderen Organe entlasten. Nach Diarrhöen verabreiche man sofort ein 20 Grad Celsius Bleibekflüssig (ein Weinglas). Tritt nicht bald eine Besserung ein, so zögere man nicht, einen Arzt zu holen.

Alles nichts schädigt in bedrohlichen Zeitläufen den Körper und seine Widerstandskraft so sehr als die Furcht vor Ansteckung. Von der Pest in Bagdad geht das Wort: „20 000 tötete die Krankheit, 80 000 aber erschlug die Furcht.“

Das ganze Geheimnis der Immunität (der Seuchenfestigkeit) indessen besteht in der Reinlichkeit. Unser Körper muß „das liebe Kind“ sein, das wir in Wasser, Licht und Luft baden. Man wache häufig die Hände, besonders vor jeder Mahlzeit, und spüle nach jedem Essen den Mund und putze die Zähne. Der Mund ist ja die Eingangspforte des Körpers. Nicht ganz einwandfreies Trinkwasser koche man ab oder versetze es wenigstens mit Zitronensäure (eine halbe Messerspitze zu einem halben Liter Wasser) oder Zitronensaft (einen halben Eßlöffel). Man meide Gefrorenes und nicht zuletzt den nichtsnutzigen Schnaps.

Halten wir die Gebote der äußeren Sauberkeit, unterlassen wir nicht minder die innere Desinfektion durch eine einfach zubereitete Nahrung, so schützen wir uns am sichersten vor Ansteckung.

Dr. S. L. Wasmuth.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Im Laufe von zwei Tagen hatte sich das Zimmer von Grund auf verwandelt. Da war aus dem früher so nüchternen Atelier ein Raum geworden, der etwa wie eine kleine Kirche oder Kapelle auf den Eintretenden wirkte, von Anfang an alle Sinne gefangen nahm und zur inneren Sammlung nötigte. „William, Du wärest ein brillanter Tapezierer geworden,“ scherzte Eva.

„Gewiß, Evelyn,“ lachte William Rose, der gerade auf der höchsten Leitersprosse balanzierte, „wenn es mit dem Kunsthandel nicht mehr ginge, könnte ich mir mein Brot zur Not immer noch als Dekorateur verdienen.“

„Glück schießt es ja aus, aber warum Du es eigentlich machst, das verstehe ich nicht,“ meinte Walter Rosen.

William schlug den letzten Nagel ein und kletterte von der Leiter herunter.

„Göckst einfach, Walter! Einen edlen alten Rheintwein darf man nicht in einer zerbrochenen Kaffeetasse oder in einem Bierglas servieren. Sonst ist alle Illusion und jeder Genuß zum Teufel. Und unser Bild braucht ebenfalls die richtige Umgebung, wenn es voll wirken soll.“

Dann machte sich der Amerikaner an eine neue Postfendung heran. Da kamen wieder überraschende Dinge zum Vorschein. Eine geradezu raffinierte Staffelei aus tiefbraun gebeiztem Eichenholz, die es gestattete, das aufgesetzte Bild in die verschiedensten Höhen und Winkel einzustellen. Und dann ein wundervoller breiter Rahmen in grünlich schimmerndem

matten Altgold. Ohne aufdringliche Ornamentierung, ohne störenden Glanz, aber doch breit und würdig genug, um einen sicheren Abschluß des Bildes gegen die Flächen des Raumes zu sichern.

Mit kunstgeübter Hand setzte der Amerikaner das alte Bild in den neuen Rahmen ein und brachte es dann auf die Staffelei. Er begann an den Schrauben und Hebeln zu drehen und zu stellen, trat bald etwas zurück, und bald wieder näher an die alte Leinwand. Und dann verstellte er wieder die seidnen Vorhänge, mit denen er das große Fenster versehen hatte.

Und dann hatte er endlich die beste Stellung und Lichtverteilung gefunden.

Längst hatte er ja das alte Bild vollkommen gereinigt und nach seinen bewährten Methoden behandelt, so daß die Farben so frisch und lebendig strahlten, wie vor vierhundert Jahren, da sie aus dem Winkel des italienischen Meisters auf die Leinwand geflossen waren. Aber jetzt erst kam der köstliche Schatz zu vollendeter Geltung. Wie lebendig schaute die Madonna jetzt den Eintretenden an.

Wiederum ging William Rose nun an die Arbeit. Er baute eine neue Draperie, die von der Decke herunter fiel und das Bild vollkommen verhüllte. Aber er brachte auch noch eine starke Seidenschnur an, eine jener starken gedrehten Rordeln, die den Vorhang leicht gerafft hielt und durch einen einfachen Zug ihn ganz zusammenfallen und das Bild frei geben konnte.

Dann kamen wieder Postsendungen an. Ein wundervolles kleines Renaissancetischchen, ein Erzeugnis derselben Periode und Schule, der auch die Madonna mit den Perlen entstammte. Das postierte er vor das Bild und breitete auf leichtfließendem Seidenstoff, der mit der Färbung der ganzen Ausstattung übereinstimmte, den Perlenschmuck aus. Wieder war die Wirkung eine überraschende. Das lebendige Bild mit dem schimmernden Schmuck dort oben. Und dann der Schmuck in Natur noch einmal davor.

Schritt um Schritt räumte er nun das Atelier von den nüchternen Dingen des Alltags. Alle Dokumente und Papiere wanderten in das Studierzimmer des Schloßherrn. Ein prachtvoller alter Teppich, wieder auf die Färbung des ganzen Raumes abgetönt, bedeckte den Boden. Ueber den großen alten Tisch flossen kostbare altitalienische Stoffe und nur die alte Kassetten mit den Originaldokumenten fand Platz auf ihm. William Rose ließ sich die Aufstellung seines Fundes etwas kosten. Was dort lediglich als Dekoration und Folie aufgebaut war, hatte selbst einen Wert von Tausenden.

Tage vergingen über diese Arbeiten dahin und der Telegraphenverkehr hörte dabei nicht auf. Aber die Telegramme kamen jetzt nicht mehr aus dem Ausland, sondern aus Deutschland. Auch von Mr. J. C. Brown war eins darunter. Kurz und lakonisch, wie Mr. Brown zu telegraphieren liebte.

Er sei mit dem Automobil unterwegs und wolle sich den Fund einmal ansehen, aber nicht kaufen. William Rose kannte diese Manier. Wenn Mister Brown so telegraphiert, dann tat er es, damit die Besitzer des Bildes frei disponieren könnten, damit sie mit anderen Käufern verhandeln könnten, dann wollte Mister J. C. Brown auch wirklich nicht kaufen.

Trotzdem schmunzelte William Rose, als er das Telegramm erhielt.

„Selber kaufen brauchst Du auch gar nicht, alter Junge. Die Hauptsache ist mir, daß Du überhaupt da bist,“ brummte er vor sich hin und wenn er nicht gerade ein halbes Duzend Tapezierernägel zwischen den Lippen gehabt hätte, hätte er sicher das Yankeedoodle gepfeifen.

In jedem Falle beschloß William Rose die Person Browns auf seine Weise zu benutzen, und er richtete seinen weiteren Telegraphenverkehr danach ein. Mister J. C. Brown war „eingereicht“ in das große Spiel, wie Rudyard Kipling einmal in einer seiner indischen Geschichten sagt, ohne selbst etwas davon zu ahnen.

Und dann kam ein Morgen, an welchem William Rose noch früher als sonst auf den Beinen war.

„Heute, Walter, werden wir den ersten ernsthaften Schlag führen. — Wenn er gelingt, ist unsere Arbeit morgen zu Ende. —“

Um die Frühstückszeit fuhr ein schöner schwerer Kraftwagen die Rampe vor dem Schloßchen herauf. William Rose hatte das Auto erwartet und half dem einzigen Insassen, J. C. Brown, aus den Polstern. Prüfend betrachtete der Amerikaner das Schloßchen und die Umgebung.

„Well, Mister Rose, hier habt ihr also das Kleinod gefunden. Netze Gegend das, wo solche Schätze noch verborgen liegen.“

Und dann war Mister Brown auf der großen Diele und lernte Walter Rosen kennen und Frau Klara und Eva Rosen, die Braut seines alten Geschäftsfreundes.

Mister Brown sollte erst ein Frühstück einnehmen. Aber er hatte keine Ruhe dazu. Erst das Bild und dann den Dunch, dekretierte er energisch.

Nun saßen William Rose und Mister Brown vor der Madonna mit den Perlen. Der Amerikaner verstand etwas von der Kunst und von Kunstwerten. Wohl eine Viertelstunde hindurch sprach er kein Wort, sondern ließ schweigend dies Meisterwerk auf sich wirken. Dann erhob er sich.

„Schädel Verdammt schade, Mister William. Aber die Sache geht über mein Budget. Fast könnte man schwankend werden. Ich kalkulierte, ihr werdet es nicht billig aus der Hand geben.“

„750,“ erwiderte William trocken.

„Well, so ungefähr dachte ich. — Wünsche Ihnen viel Glück bei Morgan oder Rodesseler. Jetzt wollen wir lunchen.“

Und dann saß Mister J. C. Brown im Kreise der Rosenschen Familie und trank, da es heller lichter Tag war, nur Selterswasser, wie es einem richtigen Amerikaner zukommt, und hielt trotzdem eine wunderschöne Rede auf das junge Brautpaar, die auch bei altem Rheinwein kaum hätte schöner sein können, und holte schließlich eine Brosche in Form eines achtschaligen mit Diamanten besetzten Sternes hervor, die er als sein Verlobungsgeheimnis darbot.

William Rose aber hatte kaum Zeit, gebührendermaßen zu danken, denn die Zeit des Mittagzuges war herangekommen und William Rose hatte heute noch andere Geschäfte. Als der Zug einlief, stand ein schönes Gespann am Bahnhof. William Rose hatte für alles gesorgt. Er zeigte seine Qualitäten als Manager in glänzendstem Lichte. Mit der Routine des erfahrenen Geschäftsmannes nahm er die beiden typischen Amerikaner in Empfang und geleitete sie in das Schloß.

Die Ankömmlinge sprachen nur gebrochen deutsch und so war es natürlich, daß William Rose die Unterhaltung von Anfang an in englischer Sprache führte. Walter Rosen war zwar einen Augenblick hinzugezogen und bekannt gemacht worden. Aber da er das Englische nicht beherrschte, mußte er sich auf die Rolle eines Statisten beschränken. Sobald es ging, ließ ihn der geschäftsgewandte Bruder wieder abtreten. Und zwar durch eine Tür, die zum Speisezimmer führte. Dienstfertig machte William Rose dabei den Portier und geistlich hielt er die Tür so lange und so weit offen, daß seine amerikanischen Gäste Gelegenheit hatten, Mister Brown in seiner ganzen Größe zu betrachten.

„Ich denke, um drei Uhr spätestens werden wir fertig sein, vielleicht aber auch schon um zwei Uhr. Galtet jedenfalls ein ordentliches Mittagessen vorrätig,“ flüsterte er dabei seinem Bruder zu. Dann ging er mit den beiden Amerikanern in das Atelier.

Das war um ein Uhr.

William Rose kannte den einen der Ankömmlinge, Mr. Johnson, schon von New-York her, als den Vertreter und Bevollmächtigten Morgans, und hatte dort manches Geschäft mit ihm abgeschlossen. Der andere, Mister Philipps, kam als Sachverständiger mit. Man machte es sich in dem Raum auf den alten Renaissancesesseln bequem. Mister Johnson öffnete seine Aktenmappe und entnahm ihr die wichtigsten Probennotizen über das Bild.

„Well, Mister Rose, wir haben alle Mitteilungen über die Geschichte des Bildes beisammen. Wollen Sie uns bitte die authentischen Unterlagen dafür zeigen.“

William Rose schlug die alte Kassetten auf, in welche er die Dokumente wieder so eingeordnet hatte, wie sie gefunden worden waren.

Mister Philipps machte sich mit der Lupe an die Untersuchung. Er studierte die Originale und prüfte ihre Entzifferung.

„Well, Mister Rose, die Unterlagen sind echt. Wo ist das Kollarium?“

William Rose warf scheinbar achtlos ein Seidentuch von einem Tischchen. Da schimmerten die Perlen in ihrem feuchten warmen Glanz.

Die Amerikaner konnten einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken, so sehr sie sich auch als kluge und energische Kaufleute in der Gewalt hatten. Sie waren in der Meinung hierhergekommen, daß der Schmuck wohl nur ein unbedeutendes Anhängsel des Bildes sei, daß sie sicherlich als Zugabe mitbekommen könnten. Und nun sahen sie ein Kollier, welches selbst in der verwöhnten Welt „der Vierhundert von New-York“ berechtigtes Aufsehen machen mußte.

Wohl fünf Minuten ging der Schmuck zwischen den beiden Amerikanern von Hand zu Hand. Dann legte ihn William Rose wieder auf das Tischchen.

„Well, Mister Rose, nun haben Sie nach diesen Angaben auch das Bild gefunden,“ fuhr Mister Johnson fort. „Aber ich muß Ihnen gleich sagen, daß der Preis dafür ein unerhört hoher ist. Ich glaube nicht, daß Mister Morgan geneigt sein wird, 750 000 Dollar dafür anzulegen.“

William Rose zuckte die Achseln.

„Mister Johnson, ich kenne Sie als Bevollmächtigten von B. M. und habe daher in diesem Falle erst gar nicht nach Ihrer Vollmacht gefragt. Aber ich darf doch selbstverständlich voraussetzen, daß Sie unbedingte Vollmacht haben. Sonst hätte unsere Unterhaltung wenig Wert.“

Mister Johnson wandte sich unbequem auf seinem Sessel hin und her. Es war wieder einmal die alte Geschichte. Natürlich hatte er bis zu der von Rose geforderten Summe unbedingte Vollmacht mit dem Unterauftrag selbstverständlich, so billig wie möglich zu kaufen. Was er sparte, war zu beträchtlichem Prozentsatz sein eigener Gewinn.

Aber ebenso natürlich wußte William Rose das ganz genau. Und Mister Johnson wußte, daß William Rose das wußte. Und William Rose wiederum wußte, daß Mister Johnson wußte, daß William Rose ganz genau wußte . . . usw. in infinitum. Aber in jedem Falle war das Mister Johnson nicht angenehm.

(Fortsetzung folgt.)

